

CHRISTIAN NILLE

## Die Interpretation mittelalterlicher Architektur als wissenschaftsgeschichtliche Herausforderung. Eine Problemskizze

&lt;1&gt;

Max Weber fordert, dem Leser oder Zuhörer »jederzeit deutlich zu machen, daß und wo der denkende Forscher aufhört und der wollende Mensch anfängt zu sprechen, wo die Argumente sich an den Verstand und wo sie sich an das Gefühl wenden.«<sup>1</sup> Dieser Forderung nachkommend möchte ich zunächst als ›wollender Mensch‹ sprechen und mich bei einigen Personen bedanken, ohne die das vorzustellende Buch nicht realisiert hätte werden können. Der erste Dank gilt meinem Lehrer, Herrn Matthias Müller, der seit langem mein Interesse an wissenschaftsgeschichtlichen und wissenschaftstheoretischen Fragen unterstützt und zugleich die Umsetzung dieses Interesses in Form des nun vorliegenden Buches in die Wege geleitet hat. Zweitens richtet sich mein Dank an Frau Jasmine Stern, die das Projekt von Seiten der WBG wohlwollend gefördert und betreut hat. Neben diesen beiden seien schließlich Frau Karola Sperber (Mainz), Herr Sebastian Hagn (Heidelberg), Herr Frank Lembke (Hamburg) sowie Herr Jan Mertin (Bonn) dankend erwähnt, die die mühsame Arbeit des Korrekturlesens übernommen haben.<sup>2</sup>

&lt;2&gt;

Nun zu den Argumenten, die sich an den Verstand richten, und damit zum Text. Es soll darin das Einführungsbuch vorgestellt werden, indem ein Hauptproblem, auf das es zu antworten versucht, herausgearbeitet wird, nämlich das Verhältnis zwischen der Interpretation mittelalterlicher Architektur und der Wissenschafts- oder Forschungsgeschichte zu derselben. Die These, die dabei vertreten wird, lautet: Meist werden die Interpretation mittelalterlicher Architektur und die Geschichte der Interpretation der mittelalterlichen Architektur getrennt voneinander behandelt, wohingegen die Annahme eines relationalen Verhältnisses beider Komponenten fruchtbarer ist.

<3>

Diese These soll in fünf Schritten dargelegt werden. Erstens geht es um aktuelle Arbeiten, die sich mit der mittelalterlichen Architektur befassen, und die Frage lautet, welcher Wert der Wissenschaftsgeschichte in diesem Zusammenhang zugebilligt wird (I). Im zweiten Schritt wird die Frage umgekehrt, also wissenschaftsgeschichtliche Arbeiten daraufhin befragt, wie sie sich zur Interpretation der mittelalterlichen Architektur verhalten (II). Zu dem sich daraus ergebenden Problem wird dann drittens eine allgemeine Lösung formuliert (III). Viertens konkretisiere ich die Lösung, indem einige Aspekte des Einführungsbuches benannt werden (IV), und schließe fünftens die Ausführungen mit einem knappen Fazit (V).

<4>

### **I Interpretation mittelalterlicher Architektur**

Der nun zu behandelnde Typus von Arbeiten ist der allgemein vorherrschende. Er sieht, so die These, die mittelalterliche Architektur als Forschungsobjekt an und vernachlässigt die Wissenschaftsgeschichte. Auf struktureller Ebene lässt sich dies durch die Betrachtung des Aufbaus einiger sehr prominenter Arbeiten exemplarisch zeigen.

<5>

Beginnen wir mit Donat Grueningers ›*Deambulatorium Angelorum*‹ oder *irdischer Machtanspruch. Der Chorumgang mit Kapellenkranz – von der Entstehung, Diffusion und Bedeutung einer architektonischen Form*.<sup>3</sup> Während sich der Großteil der Arbeit mit Phänomenen der mittelalterlichen Architektur beschäftigt, finden sich in Kapitel eins und zwei Überschriften mit Stichworten wie: »Methode und Vorgehensweise«, »Abgrenzung des Phänomens«, »Forschungsgeschichte« usw.<sup>4</sup> Ähnlich verhält es sich bei Stephan Albrechts Schrift *Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis*.<sup>5</sup> Auch hier geht es in der Einleitung um »Methode und Fragestellung«, den »Untersuchungsgegenstand« und die »Vorgehensweise«, bevor sich dem Hauptgegenstand gewidmet wird.<sup>6</sup> Bei einer näheren Auseinandersetzung ließen sich auch hier einige Sätze zur Geschichte der Forschung aufzeigen.<sup>7</sup> In Günther Bindings Arbeit *Was ist Gotik? Eine Analyse der gotischen Kirchen in Frankreich, England und Deutschland 1140-1350* schließlich wird sich in Kapitel eins explizit mit dem »Gotik-Begriff und der Forschungsgeschichte« auseinandergesetzt.<sup>8</sup>

<6>

Um nicht mit einer Unzahl ähnlicher Beispiele zu langweilen, sei es erlaubt, die Reihe hier abzubrechen und mit aller Vorsicht die bisherigen Beobachtungen verallgemeinernd zusammenzufassen. Erstens findet die Wissenschaftsgeschichte immer ›Erwähnung‹, ohne dass dies aber für die gesamte Arbeit irgendwelche großen Konsequenzen hat.<sup>9</sup> Zweitens geschieht dies in Verbindung mit der Frage nach der ›Methode‹, wobei mit dieser ähnlich wie mit der Wissenschaftsgeschichte verfahren wird.<sup>10</sup> Drittens werden diese Elemente der Auseinandersetzung mit dem historischen Gegenstand vorangestellt.<sup>11</sup> Viertens handelt es sich um relativ kurze Abschnitte, die durchschnittlich zehn Prozent des Arbeitsumfangs ausmachen.

<7>

Noch allgemeiner gesprochen besteht die Struktur dieser Arbeiten darin, Aspekte, die den Forscher und die Forschung betreffen, ›irgendwie‹ der Auseinandersetzung mit dem historischen Gegenstand in knapper Form voranzustellen.<sup>12</sup> Nachdem nun die Struktur, das Ergebnis vor Augen steht, gilt es, die Gründe zu klären, die hierzu geführt haben. Es muss also eine Theorie angegeben werden, aus der sich die umrissene Arbeitsform ergibt. Eine solche findet sich in den gezeigten Arbeiten nicht explizit formuliert, sondern eben praktiziert.<sup>13</sup>

<8>

Um welche Theorie der historischen Erkenntnis handelt es sich? Die zur Diskussion stehende Position wird idealtypisch von Leopold von Ranke vertreten, der wünscht, sein »Selbst gleichsam auszulöschen, und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen.«<sup>14</sup> Er als Historiker »will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen.«<sup>15</sup> Wer das Selbst auslöschen will, braucht sich wenig Gedanken über dieses und dessen Geschichte zu machen. Bei der Konzentration auf das Gewesene birgt das subjektive Selbst die Gefahr einer Trübung gegenüber den Dingen, den Fakten, die möglichst unvoreingenommen betrachtet werden sollen.<sup>16</sup>

<9>

Diese Gedanken lassen sich über eine Aussage Richard Krautheimers aus dem Jahr 1988 konkretisieren und näher an die Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Architektur heranrücken:

<10>

»Ich habe nun einmal keinen philosophischen Kopf, und von Grundbegriffen und Methodologien habe ich mich ferngehalten. [...] Eine Methode der Kunstgeschichte gibt es für mich auch nicht; es gibt viele, und keine ist alleinseligmachend. Die meine hält sich an Konkretes, an Denkmäler und Dokumente, also an Fakten und den Umkreis, aus dem sie entstanden sind. Natürlich weiß ich, daß es ›reine Fakten‹ nicht gibt; nur durch Interpretation sind uns Fakten zugänglich. Selbst schlichte Beschreibung eines Baus ist Deutung. [...] Ich ziehe es vor, auf anderen Ebenen zu denken. Mir geht es um den ›geschichtlichen Ort‹ des Baus, um seine Entstehung und seinen Platz im geschichtlichen Verlauf; und das im weiteren Sinn, nicht auf die Geschichte der Architektur oder Kunstgeschichte beschränkt. Ausgangspunkt ist immer der Bau und seine Zweckbestimmung.«<sup>17</sup>

<11>

Das Zitat zeigt zunächst eine Ablehnung von abstrakten Reflexionen und eine Orientierung an den Fakten, um dann jedoch zuzugestehen, dass es reine Fakten nicht gibt, was einen offenkundigen Widerspruch darstellt. Die Lösung führt schließlich wieder zum Ausgangspunkt, zu den Fakten, zum Bau und zur Frage, wie es eigentlich gewesen sei. Diese Denkbewegung entspricht der Struktur der aktuellen Arbeiten. Denn auch dort existieren eine Hauptlinie, die sich auf vergangene Begebenheiten richtet, sowie jeweils am Anfang kurze selbstreflexive Komponenten, wobei letzteren wenig Gewicht zukommt.

<12>

Das Hauptproblem besteht in jenem Punkt, den ich als ›Widerspruch‹ bezeichnet habe, in Krauthaimers gleichzeitiger Behauptung, dass er sich an Fakten halten möchte und dass es keine reinen Fakten gibt, sondern nur Interpretationen. Wie man aber von etwas ausgehen soll, das es nicht gibt, bleibt vollkommen unklar. Eine Lösung dieses Dilemmas erfolgt dadurch, dass man es einfach ignoriert und weiterhin mit den Fakten beginnt – »Ausgangspunkt ist immer der Bau und seine Zweckbestimmung.«<sup>18</sup> Ein vergleichbares Vorgehen stellt der Umgang mit der Methode dar. Denn obgleich keine Methode alleinseligmachend ist, wird die Möglichkeit ignoriert, dass es durchaus produktiv sein könnte, sich nicht schlichtweg für eine zu entscheiden, sondern eine bewusste Kombination aus mehreren Methoden anzustreben.

<13>

Verallgemeinert man das Ganze ein wenig, so zeigt sich ein Denken in sich ausschließenden Gegensätzen, bei dem sich dann für eine Seite entschieden wird. Ranke entscheidet sich für die Dinge und gegen das Selbst; Krautheimer für die Fakten und gegen die Interpretation, für eine Methode und gegen eine Vielzahl von Methoden.<sup>19</sup> Die Frage lautet: Entweder ›philosophischer Kopf‹ oder ›Faktenforschung‹? Dass es dabei möglich, vielleicht sogar notwendig sein könnte, an dieser Stelle vom Prinzip einer zweiwertigen Logik des strengen ›wahr‹ oder ›falsch‹ abzuweichen und stattdessen ein ›Drittes‹, etwa ein relationales Verhältnis anzunehmen, wird nicht einmal in Erwägung gezogen, geschweige denn in differenzierter Weise formuliert.<sup>20</sup>

<14>

## II Wissenschaftsgeschichte

Arbeiten, die sich der Geschichte der Wissenschaft widmen, sind im Vergleich zum gerade vorgestellten Typus recht selten. Ich werde hier allein auf die 1989 erschienene Dissertation von Ralf-Peter Seippel, *Architektur und Interpretation. Methoden und Ansätze der Kunstgeschichte in ihrer Bedeutung für die Architekturinterpretation*, eingehen, deren Inhaltsverzeichnis eine Umgewichtung feststellen lässt.<sup>21</sup> Der Fokus liegt nun auf der Geschichte der Methoden, der kurze Interpretationsbeispiele nachgestellt sind.<sup>22</sup> Diese Schrift hat in der Architekturforschung wenig Beachtung gefunden.<sup>23</sup> Möchte man diesen Umstand nicht mit einem Übersehen oder Ignorieren, sondern systematisch erklären, so muss der Blick auf die Theorie gerichtet werden, die Seippel in Bezug auf seine Arbeit angibt. Dort heißt es:

<15>

»Innerhalb der Werkinterpretation [...] gelangen die erwähnten Methoden und Ansätze allerdings in den seltensten Fällen in den hier darzulegenden reinen Formen zur Anwendung als vielmehr in Mischformen bei Betonung der jeweils einen oder anderen. Ausgangspunkt einer Methodenanalyse können aber nicht diese, in der jeweiligen gebundenen Interpretation erscheinenden Mischformen sein, sondern muß die ursprüngliche, zumeist werkfrei skizzierte Methode oder der Ansatz sein [...].«<sup>24</sup>

<16>

Dem hier angedeuteten Gedanken ist grundsätzlich zuzustimmen. Zugleich jedoch ruft er die Frage hervor, wie man von den werkfrei skizzierten Methoden oder Ansätzen wieder zur Werkinterpretation kommen soll, bei der nicht die »reinen Formen«, sondern »Mischformen« vorkommen. Anders gesagt, droht diese Vorgehensweise die im letzten Kapitel aufgezeigte Dichotomie einfach umzukehren. An die Stelle der Fakten treten nun die reinen Methoden und ihre Geschichte. Das Ergebnis lautet also: Entweder Wissenschaftsgeschichte oder Werkinterpretation.<sup>25</sup>

<17>

### III Lösungsvorschlag

Um von diesem Problem zu dessen Lösung überzuleiten, greife ich auf ein Zitat von Dagobert Frey zurück, bei dem es heißt:

<18>

»Man kann kein Bild beschreiben, nicht zwei Werke vergleichen, keine geschichtlichen Tatsachen herausheben, keine geschichtlichen Zusammenhänge aufstellen ohne ein bestimmtes Bezugssystem, ohne bestimmte Kategorien, ohne bestimmte Fragestellungen anzunehmen, mit Hinblick auf die man beschreibt, vergleicht, heraushebt, verknüpft. Jedes Beschreiben, Vergleichen, Herausheben, Verknüpfen beruht auf einem Auswählen von Merkmalen, da niemals alle Merkmale erfaßt werden können. Diese Auswahl setzt notwendig ein Auswahlprinzip voraus. Es bleibt letzten Endes eine Angelegenheit ebenso der persönlichen Veranlagung wie der Arbeitsökonomie, wieweit der Einzelne sich dieser Voraussetzungen bewußt zu werden versucht, wieweit er sie sich zum Problem erhebt, sie kritisch überprüft und neu gestaltet.«<sup>26</sup>

<19>

Hier tritt deutlich der ›philosophische Kopf‹ hervor und legt die Probleme, mit den Fakten zu beginnen und sagen zu wollen, wie es eigentlich gewesen, offen. Was dann jedoch gegen Ende verwundert, ist die Leichtfertigkeit, mit der diese Probleme behandelt werden. Wer, wie Krautheimer, keine persönliche Veranlagung verspürt, sich damit auseinanderzusetzen oder schlicht Zeit sparen möchte, der braucht sich mit diesen Dingen nicht zu beschäftigen. Probleme können unter diesen Bedingungen ignoriert werden, was eine erhebliche Vereinfachung bedeutet.

<20>

Nun ist es aber meine feste Überzeugung, dass Probleme in der Wissenschaft nicht dadurch beseitigt werden dürfen, dass man sie unter den Tisch fallen lässt. Was in anderen sozialen Feldern, wie der Politik, der Wirtschaft usw., in denen oft schnelle Entscheidungen zu treffen sind, durchaus seine Berechtigung haben mag, gilt für die Wissenschaft nicht.<sup>27</sup> Hier soll die Komplexität erhöht und nicht verringert werden, das heißt, dass möglichst viel explizit, also der Reflexion zugänglich zu machen ist.<sup>28</sup> Das Aufzeigen von Problemen und deren rationale Diskussion bieten wesentliche Kriterien, um die Wissenschaft von anderen Bereichen zu unterscheiden.

<21>

In Bezug auf das von Frey erwähnte Auswahlprinzip, das einer Auseinandersetzung mit dem historischen Material, wie etwa Bauten, vorausgeht und diese strukturiert, bedeutet dies, dass man gerade das Auswahlprinzip zum Problem erheben muss. Wie aber soll so etwas geschehen? Wie lassen sich Bezugssysteme, Kategorien und Fragestellungen greifen? Eine Antwort hierauf hat Pierre Bourdieu in aller Klarheit formuliert, wenn er sagt:

<22>

»Die Objektivierung des objektivierenden Subjekts läßt sich nicht umgehen: Nur indem es die historischen Bedingungen seines eigenen Schaffens analysiert (und nicht durch eine wie [auch] immer geartete Form transzendentaler Reflexion), vermag das wissenschaftliche Subjekt seine Strukturen und Neigungen ebenso theoretisch zu meistern wie die Determinanten, deren Produkt diese sind, und sich zugleich das konkrete Mittel an die Hand zu geben, seine Fähigkeiten zur Objektivierung noch zu steigern.«<sup>29</sup>

<23>

Zwei Aspekte sind bei diesem Zitat hervorzuheben: Erstens führt der Weg über die Analyse der historischen Bedingungen des eigenen Tuns, über dessen Historisierung und damit auch über die Wissenschaftsgeschichte.<sup>30</sup> Zweitens herrscht eine relationale Auffassung, hier von ›Subjekt‹ und ›Objekt‹, vor, bei der es nicht darum geht, sich für die eine oder die andere Seite zu entscheiden, sondern systematisch zwischen ihnen zu vermitteln. Weder sollen die Fakten für sich sprechen, noch eine transzendente Reflexion stattfinden. Vielmehr gilt es, die Fähigkeit zur Objektivierung zu steigern. Das in welcher Form der Wissenschaftskonzeption auch immer auftretende ›Entweder-oder‹ wird ersetzt durch den Komparativ, durch ein ›Mehr‹, ein ›Besser‹, ein ›Fruchtbarer‹ usw.

<24>

Wenn man Forschung als andauernden Prozess versteht, ihr mit Max Weber »ewige Jugendlichkeit« und »Fortschritt« zuspricht, so entspricht dieser Ansicht der ›Komparativ‹ eher als der ›Positiv‹.<sup>31</sup> Man wird sagen, dass man bessere Ergebnisse erzielen will, nicht dass dieses oder jenes unverrückbar gesichert ist. Dies bedeutet keinen willkürlichen Relativismus – alles ist Interpretation –, da eine relationale Auffassung ja die Extrempunkte der Relation sowie die Relationen selbst deutlich benennt. An der regulativen Idee der Wahrheit wird festgehalten, ohne dass hieraus ein Widerspruch folgt.<sup>32</sup>

<25>

Unter dieser Perspektive ergänzen sich die Interpretation mittelalterlicher Architektur und die Wissenschaftsgeschichte notwendig. Beides sind Pole, die berücksichtigt werden müssen, um in der kritischen Diskussion um die mittelalterliche Architektur voranzukommen.

<26>

Um von der abstrakten Darlegung, von der Explikation der Theorie wieder auf konkrete Arbeiten und deren Form zurückzukommen, verweise ich auf das Inhaltsverzeichnis von Jan Assmanns Schrift *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* aus dem Jahr 1992.<sup>33</sup> Hier stehen sich »theoretische Grundlagen«, die durch eine Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung gewonnen werden, und »Fallstudien«, die sich auf die frühen Hochkulturen beziehen, gleichwertig gegenüber und durchdringen sich vielfach.<sup>34</sup> Dies kann als mögliche Umsetzung einer relationalen Auffassung angesehen werden.

<27>

#### **IV Mittelalterliche Sakralarchitektur interpretieren**

Nachdem die zentrale Problemsituation im Umgang mit der mittelalterlichen Architektur sowie eine allgemeine Lösung derselben umrissen worden ist, sollen nun die Lösungen spezifiziert, das heißt Grundelemente des vorzustellenden Einführungsbuches besprochen werden. Ich werde dabei auf sieben Punkte einer offenen Reihe eingehen:

<28>

1. Der Titel des Buches, *Mittelalterliche Sakralarchitektur interpretieren. Eine Einführung*, darf nicht zu der Annahme verleiten, dass es sich um eine Art ›Anleitung‹ handelt, der es zu

folgen gilt, um zu ›alleinseligmachenden‹ Ergebnissen zu gelangen. Einen solchen Wunsch zu erfüllen, halte ich für wissenschaftlich unmöglich. Was hingegen geleistet werden kann und wird, ist eine Steigerung der Komplexität durch Explikation vor allem von Problemen und Lösungsversuchen. Möglichst viel soll vom Status der Selbstverständlichkeit in jenen der Reflexion überführt werden. Dadurch wird die Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Sakralarchitektur ›praktisch‹ nicht einfacher, aber ›wissenschaftlich‹ besser. Das zentrale Instrument, mit dem diesem Anspruch nachgekommen wird, besteht im Historisieren, denn, um mit Bourdieu zu sprechen: der selbstverständliche Habitus ist zur »Natur gewordene Geschichte«.<sup>35</sup> Und eben dieser Prozess muss rückgängig gemacht werden.<sup>36</sup>

<29>

2. Beispielsweise ist es heutzutage selbstverständlich, dass man sich an der Universität professionell mit der mittelalterlichen Architektur beschäftigt. Es gibt entsprechende Lehrstühle, Tagungen, Prüfungsanforderungen usw. Geschichtlich betrachtet handelt es sich dabei um eine recht junge Entwicklung, die mit dem Entstehen der Kunstgeschichte als universitärer Disziplin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einhergeht. Zur damaligen Problemsituation gehörte etwa, dass man sich von der allgemeinen Geschichtswissenschaft abgrenzen musste, was durch eine Konzentration auf die Werke und deren Entwicklung geschah. Auch galt es, eine Alternative zu voruniversitären Herangehensweisen, wie Goethes euphorischem Lob auf den Erbauer des Straßburger Münsters, zu finden, die dem Maßstab der Wissenschaftlichkeit genügte, der von den Naturwissenschaften als Leitdisziplin vorgegeben wurde. Diese und andere Faktoren ermöglichten nicht nur die Institutionalisierung der Kunstgeschichte, sondern führten auch zum ›Modell der Stilgeschichte‹.<sup>37</sup> Wenn aktuell über das ›Modell der Stilgeschichte‹ diskutiert wird, dann bleibt zumeist die damit verbundene Problemsituation unberücksichtigt. Doch gerade sie fördert Aspekte zutage, die die Diskussion weiterbringen könnten.<sup>38</sup>

<30>

3. Die Stilgeschichte wurde soeben als ›Modell‹ bezeichnet. Der Begriff des ›Modells‹ besitzt eine Nähe zu Begriffen wie ›Methode‹, ›Ansatz‹, ›Theorie‹ usw. und soll entsprechende Aspekte versammeln. Die stilgeschichtliche Methode etwa besteht in einem sehenden Vergleich von Bauformen mit dem Ziel, die Bauten chronologisch und regional zu ordnen. Damit ist die Theorie verbunden, dass sich Stile recht gleichmäßig entwickeln. Weiterhin handelt es sich um eine strukturalistische Vorgehensweise, bei der Akteure und deren Intentionen keine Rolle spielen.<sup>39</sup> Zum ›Modell‹ gehört schließlich immer die historische

Problemsituation, auf die es antwortet. Der Wandel in der Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Sakralarchitektur wird von mir als Wandel von Modellen beschrieben.

<31>

4. Eine solche Geschichte der Modelle fehlt für den speziellen Bereich der mittelalterlichen Architektur bisher weitgehend. Zugleich soll eine solche Ausarbeitung nicht zu einer Forschungsgeschichte im klassischen Sinne führen. Die Wissenschaftsgeschichte ist somit weder ein isolierter Arbeitsbereich noch dienen die einzelnen Modelle allein dazu, einen Fundus bereitzustellen, aus dem man sich dann, je nach Laune, bedienen kann. Vielmehr bieten die aufgezeigten Modelle eine Möglichkeit, Defizite in der aktuellen Forschung zu erkennen, indem Alternativen vorgestellt werden, so dass gezielt weitergearbeitet werden kann.<sup>40</sup>

<32>

Beispielsweise herrschen seit den 1970er Jahren Modelle vor, die im Sinne der politischen Ikonographie Martin Warnkes die Bauten als Instrumente einer bewussten politischen Repräsentation verstehen.<sup>41</sup> Der Titel von Albrechts oben erwähnter Schrift, *Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter*, verdeutlicht dies. Diese akteurszentrierte Grundhaltung führt dazu, dass alle strukturalistischen Modelle, wie etwa die Stilgeschichte, als Gegenposition – unter Angabe anderer Gründe – verabschiedet werden.<sup>42</sup> Auch hier dominiert das ›Entweder-oder‹. Wie man beide Sichtweisen produktiv zusammenbringen kann, führt Erwin Panofsky bereits 1951 in *Gotische Architektur und Scholastik* aus, ein Gedanke, der vom Soziologen Bourdieu aufgegriffen und ausdifferenziert wurde.<sup>43</sup> Die architekturhistorische Forschung hingegen hat keinen Gewinn aus Panofskys Arbeit gezogen.

<33>

5. Dass man das Potenzial von Panofskys Schrift nicht erkannt hat, hängt wohl vor allem damit zusammen, dass sie nicht richtig verstanden wurde, was nicht unbedingt an den Lesern gelegen hat. Panofsky selbst räumt ein, nicht alle Punkte klar genug formuliert zu haben.<sup>44</sup> Eine wesentliche Aufgabe besteht somit darin, aus den jeweiligen Texten Modellelemente herauszuarbeiten und deutlich darzustellen, was durchaus an die ›reinen Formen der Methodex‹ bei Seippel erinnert. Indem aber bei der konkreten Forschung zur mittelalterlichen Architektur angesetzt wird, ist es ein Leichtes, die jeweiligen Aspekte –

mitunter in verbesserter Form – dorthin zurückzuführen.<sup>45</sup> Damit bleibt die Verbindung von Architektur und Modell auch in dieser Hinsicht stets gewahrt.

<34>

6. Hat der Soziologe Bourdieu Anregungen vom Kunsthistoriker Panofsky erhalten, so geschehen solche transdisziplinären Übernahmen in den letzten Jahrzehnten meist in umgekehrter Richtung.<sup>46</sup> Die Interpretation mittelalterlicher Architektur orientiert sich an Modellen anderer Disziplinen. Beispielsweise beruft sich Albrecht explizit auf Jan Assmanns Theorie des kulturellen Gedächtnisses und kommt zu eindrucksvollen Ergebnissen.<sup>47</sup> Wissenschaftsgeschichtlich betrachtet aber finden sich etwa in der Arbeit Günter Bandmanns *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger* ähnliche Überlegungen bereits im Jahr 1951.<sup>48</sup> Damit soll nicht die eine gegen die andere Disziplin ausgespielt, sondern allein darauf hingewiesen werden, dass auch der Geschichte der eigenen Disziplin Vorbildliches entnommen werden kann.

<35>

7. Schließlich sei betont, dass es erst die intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte einer Wissenschaft erlaubt, den aktuellen Stand der Forschung anzugeben und von dort aus einen Fortschritt zu erzielen. Wer dies ausblendet, hat zwar leichtes Spiel, doch wird er letztendlich, ohne es zu wissen, allein das Rad immer wieder neu erfinden.<sup>49</sup>

<36>

## **V Schluss**

Ich hoffe gezeigt zu haben, dass, entgegen der vorherrschenden Praxis und Meinung, die Interpretation mittelalterlicher Architektur und die darauf bezogene Wissenschaftsgeschichte nicht zwei getrennte Aufgaben sein müssen, sondern eine notwendige und fruchtbare Verbindung eingehen können und sollten. Auf allgemeinerer Ebene bedeutet dies, eine Wissenschaftsauffassung zu vertreten, die die Historizität der Interpretation anerkennt und hieraus die entsprechenden Konsequenzen zieht. Das Resultat ist kein Relativismus, sondern ein Bemühen, die Komplexität wissenschaftlicher Aussagen systematisch zu steigern. Die Interpretation der mittelalterlichen Architektur und die Wissenschaftsgeschichte finden somit auf veränderten Grundlagen zusammen, indem das Ziel, zu sagen, wie es eigentlich gewesen, ersetzt wird. In dieser von einer Relationalität geprägten Konstellation sehe ich die Interpretation mittelalterlicher Architektur als wissenschaftsgeschichtliche Herausforderung an.

<37>

Über die Interpretation mittelalterlicher Architektur und über die Wissenschaft hinaus lässt sich das Ganze schließlich noch weiter verallgemeinern. Panofsky stellt einem Text über Wilhelm Vöge folgende zwei Zeilen seines Lehrers voran: »Dies haben wir vor den Tieren, / Vor den Göttern voraus: / Unsterbliche wachsen nicht.«<sup>50</sup> Auf diese Herausforderung sollte reagiert werden.

---

<sup>1</sup> Max Weber: Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 1988, S. 146-214, hier S. 157.

<sup>2</sup> Dieser Absatz soll weniger akademische Eitelkeiten befriedigen oder das im Buch fehlende Vorwort ersetzen, sondern vielmehr die Unterscheidung zwischen ›Lebenspraxis‹ und ›Wissenschaft‹ anschaulich einführen, auf die später zurückgekommen wird (vgl. Abs. 20). Damit wird auch klargestellt, dass sich meine kritischen Argumente allein gegen objektivierte Aussagen bzw. Theorien und nicht gegen Personen, also deren Urheber, richten. Vgl. hierzu Karl Popper: Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik, München 1994, bes. S. 24-27.

<sup>3</sup> Donat Grueninger: ›Deambulatorium Angelorum‹ oder irdischer Machtanspruch. Der Chorumgang mit Kapellenkranz – von der Entstehung, Diffusion und Bedeutung einer architektonischen Form, Wiesbaden 2005.

<sup>4</sup> Vgl. Grueninger 2005 (wie Anm. 4). Die ersten beiden Kapitel reichen von S. 1 bis S. 70, wohingegen der Rest S. 71 bis S. 333 umfasst. Die genannten Überschriften finden sich auf S. 5, S. 25 und S. 31.

<sup>5</sup> Stephan Albrecht: Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis, München/Berlin 2003.

<sup>6</sup> Vgl. Albrecht 2003 (wie Anm. 6). Die Einleitung reicht von S. 9 bis S. 17, wohingegen der Rest S. 19 bis S. 269 umfasst. Die genannten Überschriften finden sich auf S. 10, S. 12 und S. 16.

<sup>7</sup> Vgl. etwa Albrecht 2003 (wie Anm. 6), S. 9f. (allgemein) und S. 123 (speziell zu St.-Denis).

<sup>8</sup> Günther Binding: Was ist Gotik? Eine Analyse der gotischen Kirchen in Frankreich, England und Deutschland 1140-1350, Darmstadt 2000. Das erste Kapitel reicht von S. 13 bis S. 34, wohingegen der Rest S. 35 bis S. 300 umfasst. Die genannte Überschrift findet sich auf S. 13.

<sup>9</sup> Dies wird daran ersichtlich, dass man bei der Lektüre diese Abschnitte ohne größere Verluste überspringen kann. Die Wissenschaftsgeschichte und die Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Architektur funktionieren weitgehend unabhängig voneinander. Die einzige Funktion, die der Forschungsgeschichte in Bezug auf die gesamte Arbeit zukommt, besteht darin, das eigene Vorgehen auf grobe Weise in dieser zu verorten. Dies führt häufig dazu, dass die eigene Arbeit nahezu revolutionär wirkt, was sich beispielsweise bei Brigitte Kurmann-Schwarz: Rezension von Stephan Albrecht, Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis, in: Francia-Recensio. Mittelalter – Moyen Âge (500-1500), 2010/4 zeigt, wo es zu Albrechts Bearbeitung von St.-Denis heißt: »Der (angebliche) Gründungsbau der französischen gotischen Architektur steht schon lange im Zentrum kunsthistorischen Interesses, doch wurde die Klosterkirche und das, was von ihrer Ausstattung noch erhalten oder dokumentiert ist, nie unter dem Gesichtspunkt der Erinnerung und ihrer Inszenierung im Dienste der Vergangenheit untersucht.« Dieser falsche Eindruck dürfte dadurch entstehen, dass Albrecht eben nur nebenbei auf die Wissenschaftsgeschichte eingeht. Vgl. zur entsprechenden Forschung zu St.-Denis die bei Albrecht 2003 (wie Anm. 6), S. 123 erwähnten Arbeiten. Zu Bindings Arbeit benennt Otto

---

Gerhard Oexle: Die gotische Kathedrale als Repräsentation der Moderne, in: Bilder der Macht in Mittelalter und Neuzeit. Byzanz – Okzident – Russland, hg. v. Otto Gerhard Oexle und Michail A. Bojcov, Göttingen 2007, S. 631-674, hier S. 632 den Umstand treffend mit der Frage: »Sollte damit ›Forschungs-Geschichte‹ als Fortschrittsgeschichte suggeriert werden?« Um das Problem systematisch zu greifen, muss dem Modus der ›Erwähnung‹ etwas entgegengestellt werden, das man ›notwendige Berücksichtigung‹ nennen könnte. Eine strukturanaloge Unterscheidung trifft Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt am Main <sup>5</sup>2006, S. 146 zwischen den »Erwähnungen« und dem »Berichten« von Begebenheiten. Im Vergleich zu letzterem gilt für erstere: Sie »strukturieren [...] die Darstellung nicht«, »bleiben also für die Darstellung folgenlos.« Da mir die Bezeichnung ›berichten‹ die strukturierende Eigenschaft nicht stark genug hervorkehrt, spreche ich lieber von einem ›notwendigen Berücksichtigen‹ o.Ä.

<sup>10</sup> Dass bei Albrecht nicht klar wird, was unter ›Methoden‹, ›Modellen‹ und ›Theorien‹ zu verstehen ist und worin sie sich unterscheiden, sei nur erwähnt. Die Einseitigkeit des Methodenverständnisses zeigt sich deutlich bei Albrecht 2003 (wie Anm. 6), S. 10f., wo es heißt: »Assmanns Modell des ›kulturellen Gedächtnisses‹ und seine Begrifflichkeit liefern das methodische Rüstzeug der vorliegenden Untersuchung.« Dass nicht intendiert ist, an der Methode oder besser am Modell oder der Theorie zu arbeiten, wird kurz darauf deutlich: »Die Untersuchung bewegt sich im Rahmen der Gedächtnistheorie, sie wendet Elemente der Theorie konkret an, beschränkt sich aber auf einen Teilaspekt. Trotz der notwendigen Interdisziplinarität handelt es sich in erster Linie um eine kunstgeschichtliche Arbeit und keinen kulturgeschichtlichen Neuentwurf.« Vgl. dagegen Franziska Loetz: Theorie und Empirie in der Geschichtsschreibung: Eine notwendige Wechselbeziehung, in: Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven, hg. v. Norbert Paul und Thomas Schlich, Frankfurt am Main 1998, S. 22-44, bes. S. 40: »Wenn Theorien Historikern im Rahmen ihrer Standortbestimmung helfen, ihre Fragestellungen systematisch zu generalisieren und gezielt an den Quellen zu überprüfen, dann erfüllen Modelle ihre heuristische Funktion. Sie geben Historikern Orientierungshilfen, wie sie ihre empirische Forschung möglichst vielversprechend ausrichten.« Bis hierher stimmt die Aussage mit Albrechts Vorgehen überein, doch heißt es weiter: »Wer umgekehrt empirische Ergebnisse nicht wiederum zu einem Modell konzeptualisiert, bleibt auf halbem [sic!] Wege stehen. Sie oder er lässt die Relevanz der eigenen Detailergebnisse für die Forschung offen. [...] Dialektisch ist dieser Arbeitsprozeß deshalb, weil theoretische und empirische Ebene ständig in Wechselwirkung zueinander stehen.«

<sup>11</sup> Dieser Punkt besitzt eine enge Beziehung zum vorigen (vgl. Anm. 11). Dieses Vorgehen scheint von einer Annahme bestimmt zu sein, die Dagobert Frey: Kunstwissenschaftliche Grundfragen. Prolegomena zu einer Kunstphilosophie, Darmstadt <sup>2</sup>1972, S. 11f. folgendermaßen formuliert: »Es gibt Wissenschaftler, die mit intuitiver Sicherheit ihren Weg gehen, auch wenn er uneben und rauh ist, und solche, die sich ihre Straße erst sorgfältig bauen müssen. [...] Auf der Straße mag es sicherer zu gehen sein, aber der Bau kostet Arbeit und Zeit. So ist es also auch eine Frage der Arbeitsökonomie, wie weit man sich beim Straßenbauen aufzuhalten gewillt ist.« Die Metapher der Straße macht das Dilemma deutlich, denn auf das Bauen folgt das Begehen, ohne dass ein Weiterbauen oder gar Wiederaufreißen in Betracht gezogen wird.

Wenn hier und später von ›historischem Gegenstand‹ o.Ä. gesprochen wird, so bezieht sich dies immer auf die mittelalterliche Architektur, nicht auf die Wissenschaftsgeschichte, was aus dem jeweiligen Kontext klar wird.

<sup>12</sup> Beim ›irgendwie‹ scheint es sich um ein allgemeines Problem der (Kunst-)Geschichte zu handeln, das eine enge Beziehung zum ›Erwähnen‹ besitzt (vgl. Anm. 10). Es taucht immer dort auf, wo Verbindungen nicht systematisch über ein Argument, sondern über ein erwähnendes Erzählen hergestellt werden.

<sup>13</sup> Während in den Anmerkungen bereits auf einzelne Theorieelemente hingewiesen wurde, soll nun die grundsätzliche Annahme angegeben werden, die zu entsprechenden Arbeiten führt. Mit Karl Popper: Das Elend des Historizismus, Tübingen <sup>7</sup>2003, S. 3 gesprochen, geht es darum, »einen Standpunkt zu konstruieren, den

anzugreifen sich wirklich lohnt.« Im Sinne Poppers muss ergänzt werden, dass erst eine solche Konstruktion die kritische Auseinandersetzung ermöglicht.

<sup>14</sup> Leopold von Ranke: Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert, Buch 5, Leipzig <sup>3</sup>1870, S. 103.

<sup>15</sup> Leopold von Ranke: Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535, Leipzig/Berlin 1824, S. Vf.

<sup>16</sup> So heißt es etwa bei Ernst Gall: Zum Abschluss der Diskussion, in: Kunstchronik 4, 1951, S. 330, dass das »sachliche Wissen [...] freilich mit offenen Sinnen, andächtig und unvoreingenommen ermittelt sein muß.«

<sup>17</sup> Richard Krautheimer: Anstatt eines Vorworts, in: Richard Krautheimer: Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte, Köln 1988, S. 7-37, hier S. 35f.

<sup>18</sup> Dass es sich hierbei nicht um eine Besonderheit Krautheimers handelt, macht Robert Suckale: Die Unbrauchbarkeit der gängigen Stilbegriffe und Entwicklungsvorstellungen. Am Beispiel der französischen gotischen Architektur des 12. und 13. Jahrhunderts“, in: Robert Suckale: Stil und Funktion – Ausgewählte Schriften zur Kunst des Mittelalters, hg. v. Peter Schmidt und Gregor Wedekind, München/Berlin 2003, S. 287-302, hier S. 288 deutlich, indem als Ziel vorgegeben wird, »nah an den Bauten und Bedingungen ihrer Errichtung zu bleiben.«

<sup>19</sup> Krautheimers Aussage ließe sich noch auf eine andere Weise verstehen, nämlich so, dass er die »(reinen) Fakten« einfach zugunsten der »Interpretation« aufgibt, so dass alles Interpretation wäre. Überschaubar man aber sein Gesamtwerk, so stehen, wie im Fließtext formuliert, deutlich die Fakten im Vordergrund. Auch bedeutet diese alternative Lesart dem Ergebnis nach keinen Unterschied, denn es läuft auf dasselbe hinaus, wenn man sagt: es gibt A und B, und sich dann für A entscheidet (Lesart im Fließtext), oder wenn man sagt: alles ist A (alternative Lesart). Zu den verheerenden Auswirkungen und zur Geschichte der Annahme, dass alles Interpretation sei, vgl. etwa Egon Flaig: Ohne Wahrheit keine Wissenschaft – Überlegungen zur Wendung nach den Wenden, in: Wahre Geschichte – Geschichte als Ware. Die Verantwortung der historischen Forschung für Wissenschaft und Gesellschaft, hg. v. Christoph Kühberger, Christian Lübke und Thomas Terberger, Rahden 2007, S. 49-80. Eine Argumenten lautet z.B.: Wäre alles Interpretation, so stellte das auf einen zukommende Auto keine Gefahr dar, da es sich einfach weginterpretieren ließe.

<sup>20</sup> Eine entsprechende Problemkonstellation taucht auch in Bezug auf viele andere Paarungen auf. Vgl. etwa Otto Gerhard Oexle: Nach dem Streit. Anmerkungen zu »Makro-« und »Mikrohistorie«, in: Rechtshistorisches Journal 14, 1995, S. 191-200 und Otto Gerhard Oexle: Von Fakten und Fiktionen. Zu einigen Grundfragen der historischen Erkenntnis, in: Von Fakten und Fiktionen. Mittelalterliche Geschichtsdarstellungen und ihre kritische Aufarbeitung, hg. v. Johannes Laudage, Köln 2003, S. 1-42.

<sup>21</sup> Ralf-Peter Seippel: Architektur und Interpretation. Methoden und Ansätze der Kunstgeschichte in ihrer Bedeutung für die Architekturinterpretation, Essen 1989.

<sup>22</sup> Vgl. Seippel 1989 (wie Anm. 22). Die wissenschaftsgeschichtliche Auseinandersetzung mit den Methoden reicht von S. 13 bis S. 117 und wird durch zwei Exkurse (S. 157-169) ergänzt. Die Interpretationsbeispiele finden sich zwischen S. 119 und S. 156.

<sup>23</sup> Es findet sich erstens keine Rezension zu Seippels Arbeit und zweitens ergibt die Suche bei Google Books allein acht Treffer. Im Vergleich dazu finden sich zu Albrecht 2003 (wie Anm. 6) mindestens fünf Rezensionen sowie 1350 Treffer bei Google Books (Suchen durchgeführt am 15.07.2013).

<sup>24</sup> Seippel 1989 (wie Anm. 22), S. 17f.

<sup>25</sup> Die Entsprechung zum ersten Typus von Arbeiten wird auch daran ersichtlich, dass Seippel 1989 (wie Anm. 22), S. 119 bei der Auseinandersetzung mit der konkreten Architektur von einer »Umsetzung der oben

---

durchgeführten architekturtheoretischen Erörterungen« spricht, was Albrechts Anwendung von Theorieelementen gleichkommt (vgl. Anm. 11).

<sup>26</sup> Frey <sup>2</sup>1972 (wie Anm. 12), S. 11.

<sup>27</sup> Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main 1993, S. 148-150 unterscheidet entsprechend zwischen einem »Zeitbegriff der Wissenschaft« und einem »Zeitbegriff des Handelns«: »Es gibt eine Zeit der Wissenschaft, die nicht die der Praxis ist.« Anders als in der Wissenschaft werden in der Praxis Entscheidungen auf eine bestimmte Weise getroffen, nämlich »augenblicklich und in der Hitze des Gefechts, d.h. unter Bedingungen, unter denen Distanzgewinnen, Zurücklehnen, Überschauen, Abwarten, Gelassenheit ausgeschlossen sind.«

<sup>28</sup> Vgl. die Antwort, die Hans Ulrich Gumbrecht: Riskantes Denken. Intellektuelle als Katalysatoren von Komplexität, in: Der kritische Blick. Über intellektuelle Tätigkeiten und Tugenden, hg. v. Uwe Justus Wenzel, Frankfurt am Main 2002, S. 140-147, hier S. 144 auf die Frage nach der Aufgabe der Wissenschaft gibt: »Die beste mir bekannte Antwort liegt in einem (bezeichnenderweise?) selten ins Gespräch gebrachten Gedanken von Niklas Luhmann. Er hat sich die Universität als ein soziales System ›zweiter Ordnung‹ vorgestellt, als ein System, dessen spezifische Aufgabe – im Gegensatz zur Umweltkomplexitätsreduktion aller anderen sozialen Systeme – gerade in der Produktion von Komplexität liegen sollte. Anders gesagt: Spezialisten der Praxis finden Lösungen und reduzieren so Komplexität, während es das neue Selbstverständnis der Universität und der Intellektuellen werden könnte, potentielle Alternativen und Gegenmodelle zu den je institutionalisierten Weltdeutungen und Praxisformen zu produzieren, ›auf Vorrat‹ sozusagen und orientiert am Prinzip des ›gegenintuitiven‹ Denkens.«

<sup>29</sup> Pierre Bourdieu: Homo academicus, Frankfurt am Main 1992, S. 10.

<sup>30</sup> Zum Status der Wissenschaftsgeschichte in Bezug auf die Wissenschaft vgl. auch Paul Feyerabend: Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchischen Erkenntnistheorie, Frankfurt am Main 1977, wo ein Programm praktiziert wird, bei dem »die ›Geschichte‹ einer Wissenschaft ein untrennbarer Teil der Wissenschaft selbst wird – sie ist wesentlich für ihre ›Entwicklung‹ wie auch zur Konstruktion des Gehalts der ihr angehörenden Theorien« (S. 49).

<sup>31</sup> Weber <sup>7</sup>1988 (wie Anm. 2), S. 206f.

<sup>32</sup> Vgl. Karl Popper: Vermutungswissen: meine Lösung des Problems der Induktion, in: Karl Popper: Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf, Hamburg <sup>4</sup>1984, S. 1-31, hier S. 30: »Ich erkannte, daß die ›Suche nach Rechtfertigung‹ aufgegeben werden muß, nach Rechtfertigung des Wahrheitsanspruchs einer Theorie. ›Alle Theorien sind Hypothesen‹; alle ›können‹ umgestoßen werden. Auf der anderen Seite war ich weit davon entfernt vorzuschlagen, die Suche nach Wahrheit aufzugeben: Unsere kritischen Diskussionen der Theorien sind von dem Gedanken beherrscht, eine wahre (und leistungsfähige) erklärende Theorie zu finden; und ›wir rechtfertigen unsere Bevorzugungen durch Berufung auf die Idee der Wahrheit: Sie spielt die Rolle einer regulativen Idee. ›Wir prüfen auf Wahrheit‹, indem wir das Falsche ausscheiden. Daß wir keine Rechtfertigung – keine hinreichenden Gründe – für unsere Vermutungen angeben können, bedeutet nicht, daß wir nicht auf die Wahrheit gestoßen sein könnten; einige unserer Hypothesen können sehr wohl wahr sein.« Hiermit geht einher, dass Aussagen daraufhin beurteilt werden können, ob sie entweder ›wahr‹ oder ›falsch‹ sind. Zu unterscheiden ist also zwischen einem ›Entweder-oder in Bezug auf Aussagen über die Wirklichkeit‹ und einem ›Entweder-oder in Bezug auf Wissenschaftskonzeptionen‹. Vgl. hierzu Karl Popper: Zwei Seiten des Alltagsverständes: ein Plädoyer für den Realismus des Alltagsverständes und gegen die Erkenntnistheorie des Alltagsverständes, in: Karl Popper: Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf, Hamburg <sup>4</sup>1984, S. 32-108, hier S. 38: »Ich behaupte, daß der Realismus weder beweisbar noch widerlegbar ist. Wie alles außerhalb der Logik und elementaren Arithmetik ist er nicht beweisbar; doch während empirische wissenschaftliche Theorien widerlegbar sind, ist der Realismus nicht

einmal widerlegbar. (Diese Eigenschaft hat er mit vielen philosophischen oder ›metaphysischen‹ Theorien gemeinsam, insbesondere mit dem Idealismus.) Aber man kann für oder gegen ihn argumentieren, und die Argumente sprechen überwältigend für ihn.« Was ich ›Wissenschaftskonzeptionen‹ nenne, entspricht den ›philosophischen oder ›metaphysischen‹ Theorien« bei Popper. Der argumentative Umgang mit diesen Elementen kann noch genauer gefasst werden, indem man ihn als Beurteilung der »Fruchtbarkeit der neu aufgeworfenen Probleme« versteht (Karl Popper: Vorwort zur vierten Auflage, in: Karl Popper: Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf, Hamburg <sup>4</sup>1984, VII-IX, hier S. VIII). Die von mir abgelehnten Wissenschaftskonzeptionen sind somit zunächst einmal nicht falsch, sondern unfruchtbar. Gleichwohl finden sich darin Elemente, die falsch sind, wie der Widerspruch in der Aussage bei Krauth eimer oder der von Frey beklagte Anspruch, alle Merkmale erfassen zu wollen (vgl. Abs. 12 und 18).

<sup>33</sup> Jan Assmann: Das Kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München <sup>5</sup>2005.

<sup>34</sup> Vgl. Assmann <sup>5</sup>2005 (wie Anm. 34). Die theoretischen Grundlagen bilden den ersten (S. 27-160), die Fallstudien (S. 161-292) den zweiten Teil des Buches. Wie beide Teile fruchtbar ineinandergreifen, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Entscheidend scheint mir, dass innerhalb der jeweiligen Teile stets der andere präsent ist.

<sup>35</sup> Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main <sup>2</sup>2009, S. 171.

<sup>36</sup> Vgl. Achim Landwehr: Kulturwissenschaft und Geschichtswissenschaft, in: Kulturwissenschaft Interdisziplinär, hg. v. Klaus Stierstorfer und Laurenz Volkmann, Tübingen 2005, S. 39-57, hier S. 49, wo in diesem Sinne programmatisch gefordert wird, den »vermeintlichen Selbstverständlichkeiten ihre Geschichte zurückzugeben.«

<sup>37</sup> Vgl. Nille 2013 (wie Anm. 1), S. 13-22.

<sup>38</sup> Vgl. etwa Albrecht 2003 (wie Anm. 6), S. 9f., wo am Beispiel Otto von Simsons die Stilgeschichte mit der Vergangenheitsinszenierung kontrastiert wird. Dies geschieht sehr gedrängt und undifferenziert, so dass vieles der äußerst produktiven Grundidee verlorengeht. Eine genauere Ausarbeitung der jeweiligen Problemsituation hätte auch eine Verbindung zu folgendem am Schluss herausgestelltem Gedanken erzeugt: »Erinnerung im Mittelalter darf nicht mit Denkmalpflege im modernen Sinne verwechselt werden! Das hieße, Gedächtnis und Geschichte, memoria und historia zu weit zu vermischen.« (S. 265). Die genannte Denkmalpflege, die Geschichte und die historia gehören zusammen mit der Stilgeschichte der spezifischen Problemsituation der Moderne an, die im 19. Jh. beginnt und in der wir aktuell agieren. Dies zu berücksichtigen, bedeutet eine enorme Steigerung der Komplexität, denn nun gilt es z.B. die memoria aus der Perspektive der historia und damit zugleich die historische Perspektive selbst zu befragen. Hierzu gehört auch, auf Thesen wie etwa von Peter Kurmann/Dethard von Winterfeld: Gautier de Varinfroy, ein ›Denkmalpfleger‹ im 13. Jahrhundert, in: Festschrift für Otto von Simson zum 65. Geburtstag, hg. v. Lucius Griesbach u.a., Frankfurt am Main 1977, S. 101-159 zu reagieren.

<sup>39</sup> Soweit ich sehe, wird die kunsthistorische Stilgeschichte in der Debatte um den Strukturalismus nicht berücksichtigt. Vielmehr lässt man dessen Geschichte mit Ferdinand de Saussure beginnen, mit Claude Lévi-Strauss eine Verallgemeinerung über die Sprachwissenschaft hinaus vollziehen, um ihn dann in verschiedene Richtungen einmünden zu lassen (vgl. Daniel <sup>5</sup>2006 (wie Anm. 10), S. 120-149 und Niels Brügger/Orla Vigsø: Strukturalismus, Paderborn 2008). Als ein Hauptcharakteristikum des Strukturalismus bei Lévi-Strauss stellt Daniel <sup>5</sup>2006 (wie Anm. 10), S. 135 folgende Ansicht heraus: »Nicht er, Lévi-Strauss, oder andere Menschen denken oder erzählen – beispielsweise einen Mythos, das Hauptthema seiner strukturalen Anthropologie; vielmehr denkt/erzählt sich die Struktur, hier also diejenige des Mythos, in den Menschen. Der Mythos ist sein eigener Autor.« In gleicher Weise wird von Georg Dehio: Zwei Probleme zur Geschichte der Anfänge des

---

romanischen Baustils, in: Repertorium für Kunstwissenschaft 16, 1893, S. 217-229, hier S. 217 das »Grundstreben, das wirkende Lebenszentrum des romanischen Stils« konstatiert.

<sup>40</sup> Sehr radikal formuliert Feyerabend 1977 (wie Anm. 31), S. 50 diesen Anspruch: »Vorurteile findet man durch Kontrast und nicht durch Analyse.« Nötig ist also ein »System alternativer Annahmen« (S. 51) und die Wissenschaftsgeschichte verspricht ein Ort zu sein, an dem man fündig werden kann.

<sup>41</sup> Vgl. Nille 2013 (wie Anm. 1), S. 75ff.

<sup>42</sup> Vgl. Albrecht 2003 (wie Anm. 6), S. 9f., wo sich von der Stilgeschichte abgegrenzt wird, ohne aber auf den genannten Aspekt einzugehen. Wenn es später heißt: »Die Analyse beschreibt, wie Gegenstände absichtsvoll zu Trägern von Erinnerung gemacht wurden«, dann wird der grundsätzliche Unterschied zur strukturalistischen, das heißt aktorslosen Stilgeschichte deutlich.

<sup>43</sup> Erwin Panofsky: Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter, Köln 1989. Zur Fruchtbarmachung von Panofskys Arbeit durch Bourdieu vgl. Nille 2013 (wie Anm. 1), S. 60-66. Eine ausführliche Arbeit zum Verhältnis von Panofsky und Bourdieu fehlt bisher.

<sup>44</sup> Vgl. Erwin Panofsky: Brief an Robert Marichal (22.03.1965), in: Erwin Panofsky. Korrespondenz 1962 bis 1968, hg. v. Dieter Wuttke, Wiesbaden 2011, S. 639.

<sup>45</sup> Dieses Vorgehen bietet eine praktische Lösung von Seppels Problem, die aus der allgemeinen Kunstgeschichte entwickelten Methoden und Ansätze auf die Architektur zu übertragen. Zu beachten ist, dass sich beide Vorgehensweisen durchaus ergänzen.

<sup>46</sup> Solche Übernahmen setzen eine Differenzierung der einzelnen Disziplinen voraus; die Ikonologie im Sinne Panofskys etwa muss erst vergessen werden. An dieser Stelle sei die These formuliert, dass das Aufgreifen von Theorien aus anderen Disziplinen durch die Kunstgeschichte einen starken Impuls durch Martin Warnke: Bau und Überbau. Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach den Schriftquellen, Frankfurt am Main 1976 erfahren hat, wo eine solche Übernahme mit großem Erfolg praktiziert wurde. Man könnte die These dahingehend zuspitzen, dass damit ein disziplinärer Übernahmeprozess erst in Gang gesetzt wurde, der bis heute anhält.

<sup>47</sup> Vgl. Albrecht 2003 (wie Anm. 6), S. 10-17.

<sup>48</sup> Günter Bandmann: Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin <sup>11</sup>1998. Vgl. ebenda, bes. S. 50-54 mit differenzierten Überlegungen zum Geschichtsbewusstsein des Mittelalters.

<sup>49</sup> Vgl. Anm. 10.

<sup>50</sup> Erwin Panofsky: Wilhelm Vöge. 16. Februar 1868 – 30. Dezember 1952, in: Erwin Panofsky. Deutschsprachige Aufsätze, Bd. 2, hg. v. Karen Michels und Martin Warnke, Berlin 1998, S. 1120-1144, hier S. 1120. Das Zitat entstammt Wilhelm Vöge: Kleiner Monolog während der Hungertage i. Juni 1945, in: Erwin Panofsky. Korrespondenz 1937 bis 1949, hg. v. Dieter Wuttke, Wiesbaden 2003, S. 1111-1113, hier S. 1113. Das Zitat ist in mindestens zweierlei Hinsichten bemerkenswert. Erstens bringt es eine Grundeinstellung (Panofskys) auf eine knappe Formel. Vgl. hierzu z.B. Erwin Panofsky: Einführung. Kunstgeschichte als geisteswissenschaftliche Disziplin, in: Erwin Panofsky: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst, Köln 2002, S. 7-35, bes. S. 7-15. Dort heißt es: »Der Humanist lehnt mithin Autorität ab. Aber er respektiert Tradition. Und er respektiert sie nicht nur, er betrachtet sie als etwas Wirkliches und Objektives, das es zu studieren und notfalls wiederherzustellen gilt« (ebenda, S. 9). Zweitens zeigt sich darin diese produktive Auseinandersetzung mit der (Wissenschafts-) Geschichte, indem Panofsky aus einem längeren Text jene Passagen herausgreift, die ihm für seine Arbeit relevant erscheinen. Damit wird die ursprüngliche Aussage zwar abgewandelt, ohne dass dabei aber der Bezug zum ursprünglichen Text gänzlich aufgegeben wird. Somit treffen sich hier Programm und Durchführung. In diesem Denken und Handeln schließen sich Fortschritt und Tradition nicht aus, sondern bedingen sich

gegenseitig, stehen also in einer wohldurchdachten Relation, ohne zur Hybris zu werden – »Unsterbliche wachsen nicht«.